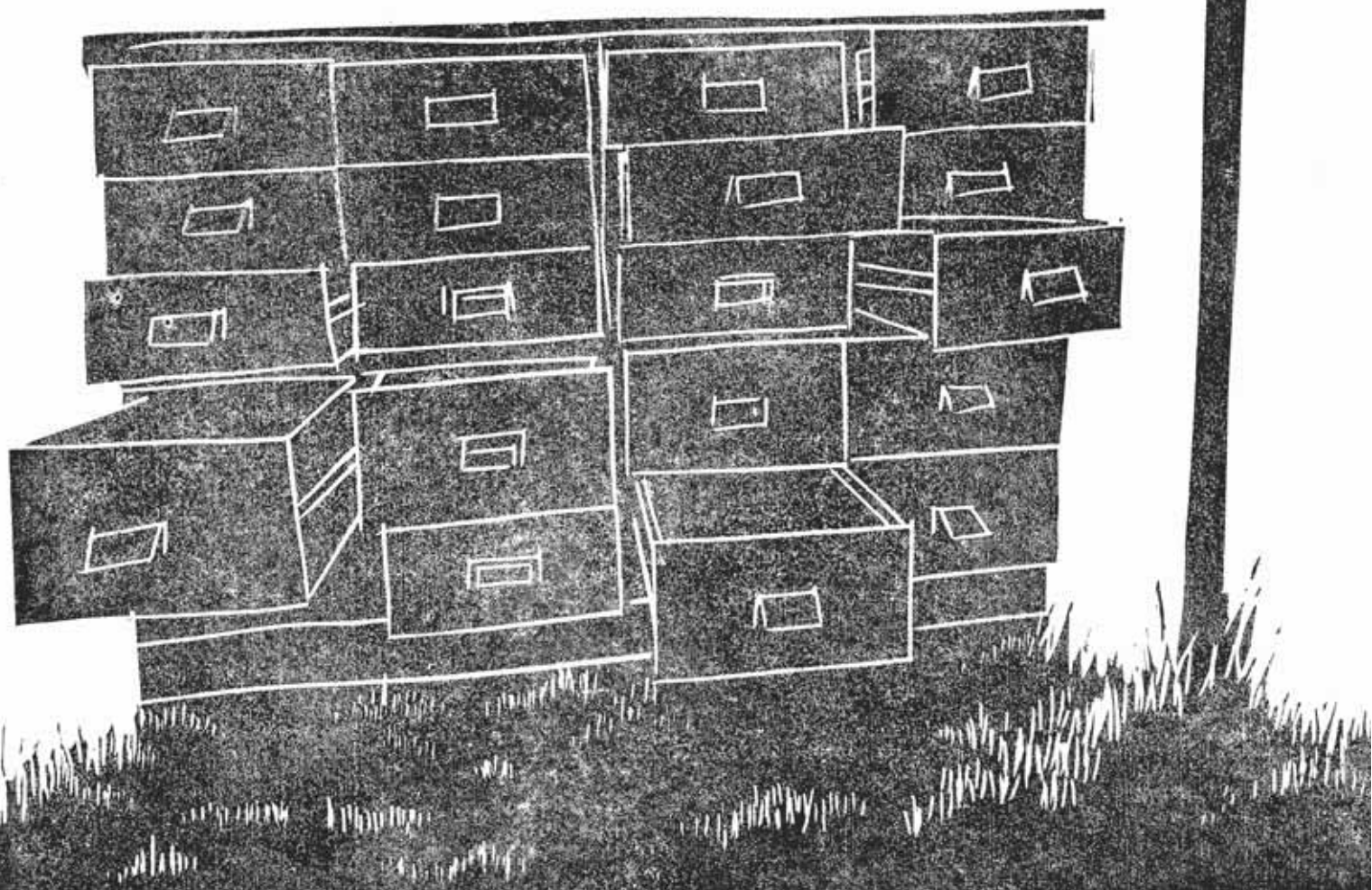


SPERRMÜLL



Queerplaining

– aus der Warte einer queeren Person of Color

In einem Dickicht verschiedener Selbstbezeichnungen beschreibt der Autor Naim Balkavlayan im Folgenden auf persönlich-emotionale Weise, was Queersein für ihn* bedeutet und erläutert, was er sich für vielfältigere/vielheitlichere LSBT*IQ-Communities wünscht.

Ein weniger kurzes, aber dafür schmerzloses Statement: Ich bin kein großer Freund mehr von politischer Korrektheit – einer Korrektheit, die nach außen beinahe hochmütig wirkt, die auf den ersten Blick ausschließt, weil sie durch ihre Unzugänglichkeit „fremd“ klingt und unnötig stark theoretisiert. Weil sie schließlich und endlich für das Gros der Gesellschaft unverständlich erscheint und dann gerade diejenigen ausschließt, die unmittelbar von dem, was beschrieben wird, betroffen sind. Obwohl ich bisweilen dieserart Aversionen verspüre, bin ich, im Widerspruch zu dem vorher Geschriebenen, ein Verfechter einer Sprache, die (macht)sensibel ist. Auch mir mag es nicht immer gelingen, aber ich erwarte und wünsche mir, dass wir möglichst alle darum bemüht sind, mit Sprache nicht auszuschließen und die Realitäten von anderen Menschen in einer Form zu beschreiben, wie sie von eben den Betroffenen/Erfahrenen selbst verstanden werden möchte. Wenn sich der Einzelne anmaßt, eine Lebensrealität auf eine Art zu beschreiben, wie sie von dem Betroffenen nicht erlebt und gefühlt wird, dann kann Sprache sehr schnell relativierend, kompromittierend, gar diskriminierend werden. Komplex wird es, wenn die unterschiedlichen Betroffenen/Erfahrenen, mit ihren unterschiedlichen Standpunkten und Perspektiven die vermeintlich ein und dieselbe Lebenswirklichkeit auf eben unterschiedliche Weisen betrachten und beschreiben. Diese abstrakten, hingegen anspruchsvollen Gedanken hinsichtlich politischer Korrektheit haben einen Schnittpunkt – dieser liegt im Queersein.

Queer hier, queer dort

Queer ist hip, ist omnipräsent, ist alles und irgendwie ein Nichts. Unfassbar, wenig konkret, sehr diffus (diffus zu sein ist ja eigentlich auch das originäre Ansinnen dieser Ausrichtung). Jedoch, Vorsicht, queer zu sein ist in geworden... und wahrscheinlich deshalb endlich auch in München angekommen. Auf einmal wirkt es, als würden sich alle, die sich mit Begrifflichkeiten wie Heter@, Lesbisch, Schwul, Trans*, Inter*, ... nicht mehr allzu wohl fühlen, als Queer begreifen. Alle unter einem schrägen/queeren Dach. An und für sich eine gute Sache. Denn letztendlich würde der Begriff all diejenigen zusammenbringen, die aus der Norm der zweigeschlechtlichen Heterosexualität herausfallen. Jedoch, queer in München ist anders als das Queersein, das ich in Berlin „erlernte“ und anders als das „Queer“, von dem Judith Butler sprach. In meiner ersten Begegnung mit diesem Begriff, vor etwa sieben Jahren in Berlin, war es für mich ein neuer, „erleichterter“ Weg zur Selbsterkenntnis und -akzeptanz.

Einige der Leser*innen werden sich jetzt vermutlich denken: „Doch, *wtf*, was ist denn nun eigentlich hier und dort mit Queersein gemeint?“

Once again, vor etwa zwei Jahren, darum bemüht, mich vom Vorbehalt zu lösen, in München wäre es nicht möglich, eine Party aufzufinden, in der mensch (beziehungsweise meinereins), losgelöst das Schweinchen rauslassen kann. Eine dem Namen und Anschein nach queere Party ist der vielversprechende Zielort, an

...and girls and boys and...

den ich mich ambitioniert begeben und an dem ich mich einmal mehr den neuen Möglichkeiten in München öffnen möchte. Ich mag nicht mehr ständig der „ach so tollen“ Berlin-Zeit nachtrauern und damit der neuen Wahlheimat Unrecht tun. Und siehe da, wie

schwer zu definieren ist und der für viele um mich herum wenig gut (begreifbar) zu sein scheint. Zeit meines Lebens waren allen voran Frauen meine bedeutsamsten Role Models. Sie galten und gelten mir immer noch als Vorbilder und als Identifikationsfi-

Ein Dazwischen ist nicht zu verspüren. Eine Vielheit auch nicht

so oft in dieser pretending Weltstadt mit Herz habe ich das ungute Gefühl, in München stecke der Stock etwas tiefer im goldenen Popöchen seiner Bevölkerung. Ich bin an diesem besagt vermeintlichen queeren Ort, in der Beobachtung meiner Mitparty-Machenden und stelle fest: Ich liege mit meinen Vorbehalten eben doch irgendwie richtig. Auch hier: auf der einen Seite die „Schwulen“ und auf der anderen Seite die „Lesben“ und irgendwo dazwischen open minded Heter@s. Ein Dazwischen ist nicht zu verspüren. Eine Vielheit auch nicht. „Queer“, what´s that? Wir sind alle und wir sind nichts. Lasst uns zusammenkommen und Party machen!“ Scheinbar so gut wie keine Trans*Personen, wenig People of Color, Schwarze LSBT*I... Keine Herzlichkeit, kein solidarisches Miteinander, sondern einfach mal wieder „nur“ die typische Homoparty, in der vornehmlich weiße schwule Cis-Männer mit zahlenmäßig weniger weißen, lesbischen Cis-Frauen Party machen. Natürlich ist das nicht schlimm und definitiv nicht zu verurteilen (who am I to judge?), allerdings eben auch nicht wirklich queer. Und den Gesprächen, denen ich bei einer Zigarette und einem Bier vor dem Eingang lausche und mit den Flirts, die ich unternehme, merke ich relativ bald, „nein, das hier ist nicht mein Ort.“ Allerspätestens dann nicht, wenn ich, aufgrund meiner Attitüde und meines Habitus in die Schublade „passiv“ reinrutsche oder als besonders „feminin“ wahrgenommen werde (Gott weiß, wie oft mir das gerade auch in der *schwulen* Szene in München widerfährt).

Ich fühle mich unwohl. Liegt es an mir? Liegt es daran, dass ich zu kritisch bin? Zu viele Erwartungen habe, die zu Enttäuschungen führen? Also nun doch: In München orientieren sich, meinem Gefühl nach (nun lebe ich ja auch schon seit nunmehr fünf Jahren in dieser Stadt), in der LSBT*I*-Szene so ziemlich viele an den klassischen (binären), stereotypisierten Rollenbildern und -vorstellungen von „Mann“ und „Frau“. Zurück zu einem (hier gewünschten egozentrischen) mir: Ich bin nicht Trans*, ich bin nicht Frau, ich bin nicht klassisch Mann. Ich bin irgendwo im Nirgendwo, im „in between“ – in einer Art Zwischenraum, der

guren. In Momenten der Innenschau – wie ich mich von innen betrachte –, fühlt es sich fast so an, als wäre ich eine Frau in einem äußerlich markanten männlichen Körper. Scheinbar ein Widerspruch. Und gerade wahrscheinlich deshalb sind die Leute, denen ich begegne, auch immer wieder irritiert, wenn aus dem betont männlichen Körper (Schnauzer oder Dreitage-Bart, behaarter Körper, ...) eine Stimme spricht, die als „feminin“/„weiblich“ wahrgenommen wird (weil sie hoch ist). Sie sind verwirrt, wenn sie merken, dass meine Attitüden nicht der eines „Mannes“ entsprechen (weil ich sehr gerne emotional gestikuliere). Nochmals irritierter sind sie (gerade auch diejenigen, die sich als „schwul“ verstehen), wenn ich unter zügelloseren Momenten der Vergangenheit mit „Frauen“ am Züngeln war oder wenn ich beim sexeln nicht die aktiv-penetrierende Rolle einnehme, die sie sich von mir erwarten/wünschen. Na, dann ist es in diesen Momenten der Konfusion beinahe immer wieder so, als würde eine (identitär konstruierte) Welt über die Fragezeichen-Köpfe hinweg zusammenbrechen.

Was ist denn jetzt eigentlich queer?

Nicht zuletzt weil Judith Butler vor etwa acht Jahren den Preis für Zivilcourage des Berliner CSD-Verbandes ablehnte und vorschlug, den Preis eher denjenigen Akteur*innen zukommen zu lassen, die sich innerhalb der LSBT*I-Communities gegen Mehrfachdiskriminierungen und für Vielheit einsetzen, imponiert und prägt mich diese Person so stark. Butler tut es gerade auch deshalb, weil sie das Queersein in einer Weise darlegt, wie es meiner Lebensrealität und Selbstwahrnehmung am nächsten zugutekommt. Sie unterscheidet mit erkenntnisbringender, kritischer Klarheit „queer“ zwischen Gender, Sex und Desire. Aufgepasst. Eben weil ich nicht – aus den oben genannten Gründen – an diesem Punkt zu theoretisch werden möchte (und trotzdem ich mich auf eine Art vermutlich angreifbar mache), orientiere ich mich in den Ausführungen dieser auf den ersten Blick diffus wirkenden Anglizismen an eigener Person: Gender ist

mein soziales Geschlecht; das Geschlecht, mit dem ich mich identifiziere, jedoch auch jenes, das immer wieder von außen an mich herangetragen wird. Manchmal eher „Mann“, manchmal eher „Frau“ und immer wieder im Irgendwo dazwischen. Sex ist mein biologisches Geschlecht. Doch, doch, don't be surprised, ich mag meinen Penis und ich will, dass er an mir dranbleibt. Ohnehin kein allzu großer Ballast. Ich identifiziere mich mit meinem biologischen Geschlecht (und würde für manche Personen deshalb auf Anhieb vermutlich eher als „Cis“ gelten). Mein Desire wiederum umfasst und begehrt jedermensch – unabhängig von Penissen, Vaginas, größeren, kleineren Augäpfeln und schmälere, dickere Lippen (wobei, ich hake in Klammern ein, dass ich „Männer“, wie sie im Bilderbuche stehen und wie er an meiner Seite ist, doch sehr gerne mag ☺).

Ups, in der Komplexität meiner Gedanken verliert sich der rote Faden und es platzt der Knoten: Jetzt wird es/ist es für Außenstehende unübersichtlich, komplex und verleitet zu dem wenig gut aushaltbaren Gefühl von Handlungsunfähigkeit. Nochmal ein *wtf*: Was ist denn jetzt eigentlich queer? Und darf dieser Begriff nicht als Begegnungsort für alle LSBT*I-Lebenswirklichkeiten gelten? Doch, na klar darf er das! Hab ich doch nichts dagegen! Aber, keep in mind: Durch einen Sammelbegriff, der vor allem von denjenigen inflationär Anwendung findet, die die abstrakt-gesellschaftspolitische Dimension dieses Begriffs nicht nachempfinden können, relativiert es den eigentlichen Anspruch und kompromittiert diejenigen, die sich mit Queersein tatsächlich identifizieren und sich mit dieser Bezeichnung ermächtigen wollen. Dann wird unser-eins, die sich als queer verstehen, auch dieser eine (vielleicht letzte) Schutzraum genommen. Ein schwuler Cis-Mann, der, außer seinem Schwulsein, eigentlich gar nicht mehr unbedingt großartig aus der gesellschaftlich heteronormativen Reihe tanzt (denn, siehe da, diesen Typus gibt es zwischenzeitlich sogar in der

Schubladen denken und die Menschen in „aktiv“ (penetrierend), „passiv“ (penetrierbar) unterteilen. Denn bei letzterem ist es schließlich dann genauso, wie es in unserer durchweg sexistischen Gesellschaft verankert ist: Wer mit den muskulösen Ärmchen auf die Brust klopft und dabei (affenähnlich) huga-huga schreit und am Lautesten brüllt, gilt als besonders attraktiv, begehrenswert und in SEINER Dominanz und Überpräsenz als nachahmenswert. DER darf penetrieren. Und vieles von dem, was ich hier beschreibe, mutet doch (unfreiwilliger Weise zwar) unweigerlich als das an, was wir so oft als „männlich“ verstehen. Diese Bilder gibt es in all seinen unterschiedlichen Facetten, eben (leider) auch in den LSBT*I-Communities.

Queersein sollte mit politischen Ansprüchen verbunden bleiben

Haben uns die Erfahrungen von Diskriminierung, die es trotz „Ehe für Alle“ definitely noch gibt, tatsächlich und wirklich dazu befähigt, die Gesellschaft und unsere Positionierungen darin kritischer zu beleuchten? In uns zu gehen, sich mit den eigenen Bildern, Vorstellungen und Phantasien auseinanderzusetzen und uns von diesem internalisierten Bullshit allmählich zu befreien? Es gab mal eine Zeit, die nicht allzu lange zurückliegt, da war der einfache „Tatbestand“, ein „Homo“ zu sein, ein Politikum. Die stete Ausgrenzung, Diffamierung, TÖTUNG zwang uns alle dazu, Stimme zu erheben und die physische und psychische Gewalt in irgendeiner Art wegzustecken. Andere zwang es dazu, unsichtbar zu sein und zu lernen, mit Wut und Scham möglichst gut alleine umgehen zu lernen. Jetzt, wo wir einen Gesundheitsminister haben, der von der CDU ist, und der offen schwul lebt, ist all das passé? Brauchen „wir“ nicht mehr politisch zu sein?

In die Selbstreflexion gehen und das eigene Handeln überprüfen

CSU und AFD), und die Ideen von dem, was stereotypisch als Mann gilt, internalisiert hat, der sollte sich vielleicht nicht unbedingt als queer bezeichnen, nur, weil es mittlerweile eben hipper ist, als zu sagen, mann ist schwul ... Ich mag auch nicht, dass sich diejenigen als queer bezeichnen, die in den LSBT*I-Communities in Kategorien und wenig geräumigen

Weniger schmerzhaft (gleich ist's vorbei), abschließende Gedanken: Wie gesagt, mein Plädoyer gilt für eine Sprache, die zwar so wenig wie möglich theoretisch sein dürfte und tunlichst wenige ausgrenzt – vor allem die am allerwenigsten, die davon betroffen sind – und dennoch der Vielfalt/Vielheit der Lebenswirklichkeiten der Erfahrenen möglichst

...and girls and boys and...

Naim Balikavlayan
*ist 36 Jahre jung,
sieht sich als Person
of Color und hat vor
etwa sieben Jahren
das 'Queersein' als
(empowernde)
Selbstbezeichnung
für sich entdeckt. Er
treibt sich in
unterschiedlichen
sozial-politischen
Gefilden in
München rum und
ist als Pädagoge in
diversen (Lohnar-
beits-) Kontexten
unterwegs.*

gerecht würde. Ich wünsche mir sehnlichst, dass sich das Queersein mit politischen Ansprüchen verbindet (beziehungsweise verbunden bleibt) und es möglich macht, die Vielschichtigkeit der LSBT*I-Communities im Fokus zu behalten und sie zu befördern, sie zu ermächtigen, sie sichtbar zu machen. Queersein sollte unsere Chance sein, selbstkritisch in die Communities zu schauen und sich von der Dominanz nichtreflektierender weißer schwuler Cis-Männer zu befreien. Nicht identitär „schwul“ und „lesbisch“, „Mann“ oder „Frau“, wie es in Klischees und Kategorien gedachte gesellschaftliche Dynamiken von uns (ab)verlangen. Und vielleicht, who knows, würde der Christopher Street Day eben irgendwann, in ferner Zeit, nicht mehr, trotz berechtigter geschichtlicher Beweggründe, CSD, sondern LGBT*I-Day oder „Befreiungstag“ heißen können? Mensch, wäre ich befreit!!!

Letzter Satz, der nicht ganz passt, aber mir gerade durch den Kopf wuselt: In der Theorie ist es erlaubt, unbegrenzt utopisch zu sein, in der Realität erlaube ich mir, idealistisch zu bleiben.<

PS: Bitte nicht böse mit mir sein und euch angegriffen fühlen. Die Gedanken sind frei und möchten einfach inspirieren und inspiriert werden. Never forget: Who am I to judge? Und reminder: Immerzu in die Selbstreflexion gehen und das eigene Handeln überprüfen! Dann finden wir am Ende – also jetzt – zu wichtigen Erkenntnissen. Om namah shivaya.